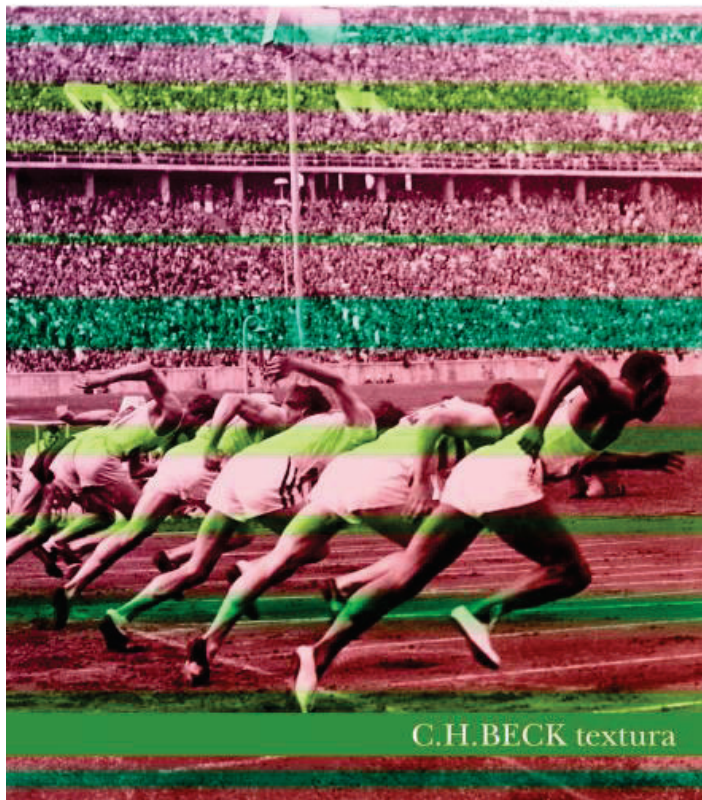


Unverkäufliche Leseprobe



W.E.B. DU BOIS
«Along the color line»
Eine Reise durch Deutschland 1936



W.E.B. Du Bois
„Along the color line“
Eine Reise durch Deutschland 1936

2022. 176 S., mit 5 Abbildungen
ISBN 978-3-406-79154-3

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/33759470>

© Verlag C.H.Beck oHG, München
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie können gerne darauf verlinken.

W. E. B. Du Bois

«ALONG THE COLOR LINE»

1936 reist der afroamerikanische Soziologe W. E. B. Du Bois zu einem mehrmonatigen Forschungsaufenthalt ins nationalsozialistische Deutschland. Als scharfer Kritiker des Rassismus in seinem eigenen Land beobachtet er den Antisemitismus und die Entrechtung der Juden im ›Dritten Reich‹. Seine wöchentlichen Reportagen aus diesen Monaten erscheinen hier zum ersten Mal in deutscher Sprache. Du Bois berichtet über die Wagner-Festspiele in Bayreuth und das Deutsche Museum in München, über deutsche Bierlokale und die Olympischen Spiele in Berlin, bei denen auch schwarze Sportler antreten. Mit der Vertrautheit des Deutschlandkenners und dem fremden Blick des schwarzen Amerikaners betrachtet er die totalitäre Diktatur. Du Bois beobachtet entlang der «Farbenlinie», «along the color line», und stellt überrascht fest, dass er persönlich kaum Diskriminierung erfährt. Umso mehr erschüttert ihn die Verfolgung der Juden: «Sie übertrifft an rachsüchtiger Grausamkeit und öffentlicher Herabwürdigung alles, was ich jemals erlebt habe», fasst er seine Eindrücke zusammen, «und ich habe vieles erlebt».

W. E. B. Du Bois

«ALONG THE COLOR LINE»

Eine Reise durch Deutschland 1936

*Herausgegeben von
Oliver Lubrich*

*Aus dem Englischen von
Johanna von Koppenfels*

C.H.BECK textura

Die Reihe *textura* wurde vom Verlag Langewiesche-Brandt
(Ebenhausen bei München) begründet und wird seit dem Jahr 2010
vom Verlag C.H.Beck fortgeführt.

Mit 5 Abbildungen

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2022

www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: Kunst oder Reklame, München

Umschlagabbildung: Jesse Owens beim 100-Meter-Lauf
bei den Olympischen Spielen 1936 in Berlin, © ullstein-bild

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 79154 3



klimaneutral produziert

www.chbeck.de/nachhaltig

Inhalt

Vorbemerkung zur historischen Begrifflichkeit	7
W. E. B. Du Bois: «Forum für Fakten und Meinungen» Kolumnen aus dem «Pittsburgh Courier»	11
«Entlang der Farbenlinie» W. E. B. Du Bois in Nazi-Deutschland Nachwort von Oliver Lubrich	115
Editorische Anmerkungen	145
Zeittafel	153
Literaturverzeichnis	157
Rechtenachweise	167



W. E. B. Du Bois in Tokio, 1936

Vorbemerkung zur historischen Begrifflichkeit

Die Schwierigkeiten einer deutschen Ausgabe der Schriften von W. E. B. Du Bois beginnen bei deren Begrifflichkeit – und sie führen ins Zentrum seiner Themen. Du Bois fragt: «What of the color-line?» Wie verhält es sich mit der «Farbenlinie»? Wo verläuft sie, wie können wir sie begreifen – und kritisieren? Du Bois verwendet die Begriffe «color» («Farbe», das heißt: Hautfarbe) und «color-line» (die «Grenze zwischen den Hautfarben», die «Rassentrennung»), «race» («Rasse») beziehungsweise «racial» («rassisch»), «black» («schwarz»), «brown» («braun»), «colored» («farbig»), «Negro» («Neger») und «mulatto» («Mulatte») sehr differenziert mit ihren ideologischen, physiologischen, ästhetischen und sozialen Bedeutungen, im neutralen Sinn oder zur Selbstbeschreibung – und kaum in distanzierenden Anführungszeichen. Das wäre heute so nicht mehr möglich.

Auch in seinen wöchentlichen Kolumnen im «Pittsburgh Courier» von 1936/37, die in diesem Band auf Deutsch erscheinen, diskutiert Du Bois das Konzept «Rasse», das wissenschaftlich schon seinerzeit längst widerlegt war, als Problem jedoch weiterbestand: «We may and must [...] re-word our problem, but it is still a problem. It is still a problem of a group which we must by the necessity of language call a race, and which is «Negro» by historical wording.» («Wenn wir [...]

unser Problem umformulieren können und müssen, so bleibt es dennoch ein Problem. Es ist noch immer das Problem einer Gruppe, die wir aus sprachlicher Notwendigkeit eine Rasse nennen müssen und deren historische Bezeichnung *«Negro»* lautet.») Als Historiker und Soziologe ebenso wie als Schriftsteller war sich Du Bois der Geschichtlichkeit der Begriffe bewusst, die wir zwar verändern wollen, denen wir aber nicht ausweichen können. Auf die Frage, wie er als Chefredakteur der Zeitschrift *«The Crisis»* mit dem rassistischen Schimpfwort *«Nigger»* umgehe, antwortete Du Bois im März 1936, dass er es drucken lasse, wenn es künstlerischen Zwecken diene oder als Zitat realistisch und sinnvoll sei.

Um die historische Begrifflichkeit seiner Texte zu bewahren, müssen wir Vokabeln, die heute nicht mehr gebräuchlich, unangemessen oder sogar abstoßend sind, differenziert übertragen. Das bedeutet, dass der Ausdruck *«Negro»* nicht mit *«schwarz»* übersetzt werden kann, weil Du Bois das Wort *«black»* ebenfalls gebraucht; und dass spätere Ausdrücke wie *«African American»* oder *«person of color»*, die er noch nicht verwendet, nicht in Frage kommen, weil sie unzeitgemäß wären. Du Bois' Texte aus den 1930er Jahren entsprechen im Übrigen auch in anderer Hinsicht heutigen politischen Vorstellungen nicht. So verwendet er die imperiale Bezeichnung *«America»*, wo lediglich die Vereinigten Staaten gemeint sind, als würden diese einen Anspruch auf den gesamten Kontinent haben. Und selbstverständlich gendert Du Bois nicht.

«Negro» wird jedoch im Folgenden (anders als in der deutschen Ausgabe von Du Bois' Hauptwerk *«The Souls of Black Folk»* aus dem Jahr 2003) auch nicht wörtlich mit *«Ne-*

ger» übersetzt, obgleich Du Bois selbst diesen Begriff gebraucht. Denn im deutschen Sprachraum gab es seinerzeit keinen Intellektuellen afrikanischer Herkunft, der sich diese Bezeichnung wie Du Bois – oder nach ihm Martin Luther King – selbstbewusst angeeignet hätte. Sie müsste im Deutschen, auch und gerade in einem Text aus den 1930er Jahren, unweigerlich abwertend, diskriminierend, rassistisch wirken und würde der Haltung des Autors damit zuwiderlaufen. Ein Vergleich zeitgenössischer Wörterbücher macht deutlich, dass das deutsche Wort «Neger» noch stärker rassistisch aufgeladen war als das englische Wort «Negro». So beschränkt sich «Webster's Collegiate Dictionary» von 1935 auf rassientypologische Gemeinplätze («A person [...] of any of the black races of Africa», «A black person»), während «Der Sprach-Brockhaus» aus demselben Jahr eine Schmähung hinzufügt: «schmutziger Mensch». Um seine Herkunft aus einem fremdsprachigen Diskurs zu markieren, wird das Wort «Negro» beziehungsweise «American Negro» daher in der vorliegenden Ausgabe im englischen Original (und kursiv) wiedergegeben.

W. E. B. Du Bois:
«Forum für Fakten und Meinungen»
Kolumnen aus dem «Pittsburgh Courier»

13. Juni 1936

Wenn Sie dies lesen, werde ich schon in See gestochen sein. Der Frieden des Meeres wird mich begleiten – seine Stille, seine unendliche Tiefe und Weite. Snobs und Narren werden mich umgeben, und es wird Probleme geben, einen Platz im Speisesaal oder im Rauchsalon für mich zu finden. Das wird mir nichts ausmachen. Ich werde frei sein und wunderbar allein. Ich werde alberne Unterhaltungsromane lesen und ins Leere starren. Und schlafen. Und schlafen.

Viele Orte werde ich besuchen. Ich möchte durch den Ägyptischen Saal des British Museum gehen und Big Ben am Themseufer hören. In Paris gibt es das Restaurant «Des Escargots» und von jeder beliebigen Brücke den Anblick der Seine. Im Tiergarten werden die Rosen blühen, und es ist schon Jahre her, dass ich das Wiener Opernhaus gesehen habe. Über Bern werden sich die Alpen erheben.

Doch eine Reise allein eignet sich bestens, um mit sich selbst ins Gespräch zu kommen. Man schließt mit sich Bekanntschaft und erneuert diese immer wieder. Als kühler und unbittlicher Richter sitzt man sich gegenüber und fragt: «Was soll das?», und sagt: «Sprich, Pilger», und flüstert: «Stirb.»

Präsident Roosevelt ist wieder beliebt, und das zu Recht. Er hat wenig vollbracht, es aber zumindest versucht. Seine schärfsten Kritiker haben nichts versucht, als Selbstbesteuerung zu propagieren, um den heißen Brei herumzureden und die Verfassung zu verteidigen.

27. Juni 1936

Schadenfreude

Einer der Gründe, eine Fremdsprache zu lernen, besteht darin, dass es in jeder Sprache einige unübersetzbare Ausdrücke gibt, die bestimmte menschliche Gedanken und Sachverhalte besser wiedergeben, als es in irgendeiner anderen Sprache möglich ist. Dies ist der Fall bei dem deutschen Wort «Schadenfreude». Wörtlich bedeutet es «Freude über Unglück», oder anders gesagt, es beschreibt das unwiderstehliche Gefühl der Genugtuung, das man verspürt, wenn jemand in Schwierigkeiten gerät, es gerade nicht leicht hat oder leidet. Letztendlich schämen wir uns natürlich immer für dieses Gefühl und rechtfertigen uns, indem wir sagen, er

oder sie verdiene es, eine Lektion erteilt zu bekommen, da er oder sie ebenso herzlich über unser Unglück frohlockt habe. In Wahrheit sieht die harte menschliche Natur es gerne, wenn das Unglück möglichst weit verbreitet ist, damit sich nicht allzu viele Menschen etwas auf ihr Glück einbilden können.

Unter amerikanischen *Negroes* wird diese Schadenfreude durch ihre Lage verstärkt. Instinktiv fürchten wir uns vor *Negroes*, die Erfolg haben. Sie sollen sich nicht zu weit von unserem Elend entfernen und uns mit unserem *Negro problem* allein zurücklassen. Wenn also jemand entlarvt wird, der versucht hat, «als weiß durchzugehen», erzeugt das unter farbigen Menschen insgeheim eine tiefe Befriedigung, ungeachtet der Tatsache, dass die fragliche Person sehr viel eher weiß als dunkelhäutig ist und nach allen Regeln der Vernunft jedes Recht hat, sich selbst als weiß zu bezeichnen. Zugleich werden dieselben Menschen, die über «diese Enttarnung» frohlocken, entschieden darauf beharren, dass diese Person jedes Recht der Welt hat, sich als weiß zu bezeichnen.

Ich hatte einmal ein solches Erlebnis, das ich nie vergessen werde. Ein prominenter Schwarzer, der weiß aussah und der zu neun Zehnteln oder mehr weißer Abstammung war, heiratete eine prominente weiße Frau, deren einwandfreier Ruf und Charakter außer Frage stand. Und dennoch weigerten sich die farbigen Freunde und Verwandten des Paares, es zu besuchen, und zwar ohne jeden Grund, denn sie selbst waren es, die stets argumentiert hatten und es nach wie vor tun, dass der Mann das Recht hatte zu heiraten, wen er wollte, ungeachtet der Grenzen der Hautfarbe.

Schadenfreude ist daher etwas, wogegen wir immer an-

kämpfen müssen. Sie ist eine Art natürliche Kleinlichkeit, die unseren Freunden das Leben unnötig schwer macht. [...]

29. August 1936

Kontakte

Zivilisation ist Kontakt zwischen Menschen. Aus isolierten Gruppen oder Rassen entsteht keine stabile Kultur. Nur das Feuer, das von Geist zu Geist überspringt, die gegenseitige Nachahmung gelungener oder geglückter Versuche, verbreitet Ideen, ermöglicht Erfindungen und lässt zivilisiertes, fortschrittliches Leben entstehen.

Eines unserer Probleme in Amerika ist dieses Kontaktproblem, das Problem, mit modernen kultivierten Menschen in Berührung zu kommen, die Welt durch ihre Augen zu sehen und ihnen unsere Sichtweise zu vermitteln. Dies wird durch die künstlich errichteten Barrieren zwischen den nach Hautfarbe bestimmten Kasten nicht leichter, die nicht nur die Wege einengen, auf denen man sich natürlicherweise begegnen würde, sondern auch unser Inneres verschließen, selbst wenn sich einmal Gelegenheiten bieten. Ich selbst habe von den Chancen, die sich mir boten, Freundschaft mit Weißen zu schließen, nur wenig Gebrauch gemacht, und dies allein wegen eines geradezu unkontrollierbaren Widerwillens dagegen, irgendjemandem auch nur die geringste Gelegenheit zu geben, mich oder meine Anwesenheit abzulehnen.

In Europa ist das anders, oder zumindest scheint es so. Bei verschiedenen Besuchen hatte ich Gelegenheit, mit Män-

nern wie Henry James, Havelock Ellis, H. G. Wells, Ramsay MacDonald und Keir Hardie zu sprechen. Und bisweilen geschieht dann etwas zugleich Natürliches und doch Unerwartetes, das eigentlich kaum der Rede wert sein sollte. Und doch ist es das: Da ist dieser belgische Professor an der Kolonialuniversität in Antwerpen, Natal De Cleene. Ich kannte ihn als einen der besten Afrikaexperten unserer Zeit. Ich wollte mit ihm sprechen, schrieb ihm und bat ihn um ein Interview. Er antwortete umgehend und bot an, mich in Brüssel zu treffen. Wäre er Amerikaner gewesen, hätte ich in dem Moment, wo ihm klar wurde, dass ich ein *Negro* bin, auf alles gefasst sein müssen, von Zurückhaltung bis zu offener Beleidigung. Sollte Dr. De Cleene meine Hautfarbe überrascht haben, so ließ er es sich nicht im Geringsten anmerken, und ich meinerseits ließ weder durch ein Wort noch durch eine Geste erkennen, dass ich irgendetwas anderes erwartet hätte. Es wurde eine lange, angenehme Unterhaltung. Es tat ihm leid, dass ich nicht nach Antwerpen in seine Seminare kommen konnte, und wir verabschiedeten uns voller Bedauern. So ist Europa.

Belgien

Wenn die Schwierigkeiten der Großmächte heute fast unüberwindlich erscheinen, so ist die Notlage der kleinen Länder noch schlimmer. Ihre Währung ist abhängig von den großen, nicht übermäßig rücksichtsvollen Nachbarn: Der belgische Franc war früher vierundzwanzig Cent wert. Heute sind es noch viereinhalb Cent. Ein Hundert-Franc-Schein, der aussieht wie ein kleines Vermögen, ist weniger wert als

fünf Dollar. Man gibt zehn Centimes Trinkgeld und stellt konsterniert fest, dass sich diese Großzügigkeit auf einen halben Cent beläuft!

Doch Brüssel ist fröhlich, auch wenn die Leute arm sind. Die Straßen und Cafés sind voll, und die durch Streiks und Arbeiterunruhen verursachten Turbulenzen ausgerechnet in der Woche meines Besuchs brachten das Alltagsleben nicht aus dem Takt. Ab einem gewissen Punkt lässt man sich von nichts mehr aus der Fassung bringen, und Belgien hat diesen Punkt überschritten.

Belgien ist ein kleines Land, das zwischen hungrigen Nachbarn liegt. Die Bewahrung seiner Unabhängigkeit ist kein kleines Problem. Gegenwärtig versucht es verzweifelt, ein neues Locarno herbeizuführen, um das alte zu ersetzen. Doch das ist nicht sein einziges Problem: Es hat ein Rassenproblem – ein Problem mit Rasse und Sprache –, das Außenstehenden fast abstrus vorkommt. Wir haben es mit einem kleinen Land zu tun, das in eine französische und eine flämische Hälfte geteilt ist. Gesetze müssen in zwei Sprachen veröffentlicht werden, Schulunterricht muss für zwei Rassen in zwei Sprachen angeboten werden, und Straßenbahnschilder müssen doppelt angefertigt werden. Komplizierte religiöse, historische und wirtschaftliche Fragen sind miteinander verwoben in dieser scheinbar unwichtigen Auseinandersetzung zwischen den Volksgruppen, die alle anderen Probleme überschattet, bis auf jene von Arbeit und Lohn.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de